

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 27. 1889.

Hoher Einsatz.

Roman
 von
 Ludwig Sabicht.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Josipovic hielt sein Wort, im Verein mit Sophie suchte er den Haushalt des Barons so vortheilhaft als möglich zu veräußern und zeigte dabei wieder jene Umsicht und Gewandtheit, die er in allen Angelegenheiten des praktischen Lebens an den Tag zu legen wußte. Manches erwarb die junge Baronesse für ihren künftigen Hausstand, und der Erlös aus all' den veräußerten, zum Theil äußerst werthvollen Sachen ergab schließlich eine weit bedeutendere Summe, als man anfangs erwartet hatte; sie war mit dem Gelde der Lebensversicherung hinreichend, dem Baron einen Zinsgenuß zu verschaffen, der ihm ein leidlich anständiges Dasein sicherte, denn die Gesellschaft hatte nach der erfolgten Freisprechung Ehrenreich's nicht länger Anstand genommen, ihm die Prämie auszus zahlen. Auch diese Angelegenheit, wie die sichere und vortheilhafte Unterbringung der gewonnenen Kapitalien, nahm der Chevalier ganz allein in seine Hände und zeigte sich hier ebenfalls wieder als treuer, umsichtiger Freund; er hätte für seine eigene Sache nicht einen größeren Eifer an den Tag legen können.

Sophie, die früher mit ihrem siebenzehnjährigen jungen Herzen oft von dem Sarkasmus und der vornehmen Kälte des Chevaliers abgestoßen worden war, mußte ihm jetzt doch das Zeugniß geben, daß er sich in der Stunde der Noth als warmherziger, hingebender Freund erwiesen und ihrem

Bruder die treueste, aufopferndste Hingabe gezeigt hatte. Wo es galt, dem Abwesenden irgend einen Vortheil auszuwirken, da war Josipovic unermüdetlich besorgt, und die größte Mühe und Anstrengung verdroß ihn nicht. Sie mußte ihn jetzt ebenso aufrichtig bewundern, wie sie ihm früher in der Stille abgeneigt gewesen war, und es entspann sich zwischen ihnen ebenfalls ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß.

Der Chevalier war jetzt beinahe ein täglicher Gast in dem Hause der Comtesse Waldenbruck; es gab anfangs so viel mit Sophie, die natür-

lich wieder zu ihrer Freundin zurückgekehrt war, zu berathen, daß er für sein öfteres Erscheinen stets einen Vorwand und eine Entschuldigung hatte. Zwar wollte sich die Comtesse bei solchen Gelegenheiten zurückziehen, aber Josipovic bat stets dringend um ihr Verbleiben, Sophie und er hätten ja keine Geheimnisse zu verhandeln, und so wurde Margareth eine Zeugin ihrer Gespräche, und auch sie mußte im Stillen die treue, hingebende Freundschaft des Chevaliers bewundern, die derselbe zu allen Zeiten an den Tag legte. Wie von selbst entspann sich da-

durch zwischen den drei Menschen ein traulicher Verkehr, und da Josipovic durchaus nicht aus seinen Schranken heraustrat, es mit keinem Wort, keiner Miene verrieth, daß er bemüht sei, um die besondere Gunst der Comtesse zu werben und sie für sich zu gewinnen, so wurde auch Margareth argloser und unbefangener und überließ sich ohne Bedenken dem Genuß, der ihr durch seine Unterhaltung geboten wurde.

Der Chevalier konnte um so ungestörter mit der Comtesse verkehren, als sich jetzt Doktor Holmgren immer seltener einfand, obwohl er nun weit öfter hätte die Gelegenheit suchen können, Margareth zu sehen, denn Oberlieutenant v. Angerstein erschien so oft in der Villa, als es ihm nur sein Dienst erlaubte, um seiner jungen Braut einen Besuch abzustatten. Wie eifrig er dann aber auch jedesmal seinen Freund einlud, ihn nach Arco zu begleiten, Holmgren wußte immer etwas vorzuschützen, was ihn daran hinderte. Nach der Freisprechung des Barons war er wohl noch einige Mal in die Villa gekommen, aber er hatte dann jedesmal den Chevalier vorgefunden und glaubte die kühle Stimmung zu bemerken, die dort jetzt gegen ihn herrschte.



Ferdinand Keller. (S. 211)

Der Slavonier legte ihm jetzt offen seine Abneigung an den Tag, und bei der ersten Begegnung schien sein triumphirendes, kaltes Lächeln zu sagen: „Siehst Du, trotz Deiner heimlichen Feindschaft gegen meinen Freund habe ich ihn doch befreit.“ Absichtlich wußte der Chevalier das Gespräch immer wieder auf die merkwürdige Untersuchung zurückzulenken, und dann war jedes seiner Worte ein auf den Doktor heimlich abgedrückter Pfeil, Holmgren hielt es jedoch unter seiner Würde, diese verstickten Angriffe zurückzuweisen, und ertrug sie schweigend. Die Anwesenheit und die boshaften Anspielungen des Slavoniers würden Holmgren trotzdem nicht gestört und von ferneren Besuchen abgehalten haben, aber er glaubte zu bemerken, daß es dem schlauen, intriganten Manne bereits gelungen sei, auch Margareth gegen ihn einzunehmen und zu beeinflussen. Sie war in der letzten Zeit merklich befängener, und es fiel ihr sichtlich schwer, gegen den Arzt noch jene offene Herzlichkeit zu zeigen, die sie ihm früher bewiesen hatte.

Die alte Gräfin war zu weltverfahren, um nicht die kühle Stimmung zu bemerken, die jetzt in dem Hause ihrer Nichte gegen den Doktor vorherrschte, und so weit sie es vermochte, trug sie redlich dazu bei, dem bürgerlichen Arzt den Aufenthalt in der Villa immer unbehaglicher zu machen. Sie legte ihm offen an den Tag, wie wenig ihr noch seine Besuche angenehm seien, obwohl sie dabei die Formen der alten vornehmen Welt dame nicht außer Augen ließ; aber wenn sie mit dem „Bürgerlichen“ sprach, wußte sie in Ton und Blick so viel gnädige Herablassung, so viel niederdrückenden Hochmuth zu legen, daß Holmgren trotz seiner geistigen Ruhe doch empfindlich und unangenehm davon berührt wurde und es vorzog, das Haus Margarethens längere Zeit zu meiden. Liebte sie ihn wahrhaft und innig, wie er bereits in jenem unvergeßlichen seligen Augenblick zu hoffen gewagt hatte, dann mußte gerade dies Fernbleiben ihr wieder die Macht ihrer Gefühle zum Bewußtsein bringen. Genügte ihr aber diese Zeit, um ihn zu vergessen, um ihr Herz einem Anderen zuzuwenden, nun, dann — dann war der Verlust dieses Herzens nicht groß, suchte sich der junge Arzt einzureden, und doch empfand er einen tiefen, grenzenlosen Schmerz, sobald er sich nur diese Möglichkeit ausmalte, die, wie er leider befürchten mußte, nur zu bald für ihn vernichtende Gewißheit werden konnte.

Erst der Geburtstag Margarethens gab ihm Veranlassung, sich wieder der Geliebten zu nähern; er durfte unmöglich diesen Tag völlig unbeachtet vorübergehen lassen, und selbst wenn er sich einen noch so großen Zwang hätte anzu thun wollen, es wäre ihm doch nicht möglich gewesen; aber er wählte heute absichtlich zu seinem Besuch eine ungewohnte und sehr frühe Stunde, in der Hoffnung, die Comtesse, und wäre es nur einige Augenblicke, allein sprechen zu können. Als er sich mit einem prächtigen Rosenbouquet in der Villa einfand, wurde er von dem über diesen frühen Besuch etwas verwundert dreinschauenden Mädchen gebeten, ein wenig zu warten, sie wolle sehen, ob die Comtesse schon zu sprechen sei. Die Dienerin kam dann ungewöhnlich rasch mit der Meldung zurück: „Die Comtesse lasse bitten.“

Margareth war noch in ihrem Morgenanzuge; sie hatte bisher nur die Glückwünsche Sophiens empfangen, und selbst die Gräfin war noch nicht erschienen; die alte Dame hielt es an einem solch' feierlichen Tage nicht für passend, schon in früher Morgenstunde mit ihrer Gratulation und ihrem Geschenk aufzutreten. Bei solchen Gelegenheiten beobachtete sie gern das strengste Ceremoniell.

Einen Augenblick zögerte die Comtesse mit der Antwort, als ihr der Doktor Holmgren ge-

meldet wurde. Zu so früher Stunde hatte sie seinen Besuch nicht erwartet; aber er mußte dazu seine Gründe haben. Obwohl sie sonst nicht gewöhnt war, im Morgenanzug Gäste zu empfangen, so war sie doch viel zu sehr erfreut, den geliebten Mann nach langer Zeit wiederzusehen, um ihn nur eine Viertelstunde warten zu lassen, und so gab sie ihrer Zofe die Weisung, den Herrn Doktor hereinzulassen. Dann war sie doch Mädchen genug, um noch rasch einen Blick in den Spiegel zu werfen. Das Haar war ja schon glücklicher Weise geordnet, und der bordeaux-farbene Morgenrock mit den gestickten Aermelausschlägen stand ihr eigentlich gar nicht übel, wie sie bemerken konnte. Ihrer zierlichen Gestalt kam sogar diese etwas nachlässige, bequeme Kleidung ein wenig zu statten. Sie wollte sich's in einem Sehnessel bequem machen und ihn so erwarten; aber sie war dazu viel zu aufgeregelt und mußte im Zimmer auf und ab wandern. Jetzt ging schon die Thüre auf, und der geliebte Mann, den sie so lange heimlich und schmerzlichst herbeigesehnt, stand endlich vor ihr.

„Sie müssen mir schon verzeihen, Comtesse, daß ich mich zu so ungewohnter Stunde einfinde, um Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch darzubringen,“ begann er ziemlich unsicher; „aber ich dachte — ich hoffe —“ und nun fand er für sein frühes Erscheinen doch nicht sogleich den richtigen Entschuldigungsgrund.

„Sie sind Arzt und Ihre Zeit ist kostbar,“ entgegnete Margareth, „und wie kostbar sie Ihnen ist, haben Sie mir in den letzten Wochen hinreichend bewiesen,“ setzte sie mit einem Lächeln hinzu, während ihre Augen nicht ohne Vorwurf auf ihn ruhten.

„Es war nicht meine ‚kostbare‘ Zeit, die mich verhinderte,“ erwiderte Holmgren mit seiner gewohnten Offenheit; „aber zunächst gestatten Sie mir, Ihnen zu Ihrem Wiegenfeste aus vollstem Herzen Glück zu wünschen und Ihnen diese Blumen zu bringen, da ich es doch nicht wagen darf, Ihnen durch ein anderes Zeichen meine Gesinnung an den Tag zu legen.“

„Ich danke Ihnen, lieber Doktor, Sie wissen, daß ich Rosen über Alles liebe,“ sagte die Comtesse und bezug einen Augenblick ihr Antlitz in dem wirklich prächtigen Bouquet, das sie von ihm in Empfang nahm. Dann fügte sie freundlich und in ihrer herzzgewinnenden Weise hinzu: „Und nun nehmen Sie sich Platz und beichten Sie mir, warum Sie so sträflich lange weggeblieben sind und es nicht einmal für nöthig gehalten haben, sich nach meiner Gesundheit zu erkundigen? Darf ein Hausarzt so seine dankbarste und ergebenste Patientin vernachlässigen?“ und sie erhob dabei drohend und mit einem reizenden Lächeln den Finger. In solchen Augenblicken hätte auch der strengste Beurtheiler von Frauenschönheit ihre unregelmäßigen Züge vergessen und sie hübsch, wenigstens sehr anziehend gefunden.

Holmgren folgte ihrer Weisung und nahm auf einem niedrigen Sessel an ihrer Seite Platz. Seine Augen ruhten voll Entzücken auf dem geliebten Mädchen und er vergaß darüber zu antworten, so daß die Comtesse in ihrer Strafrede fortfuhr: „Sinnen Sie nicht erst auf irgend eine Entschuldigung, es gibt dafür keine, und anstatt Sie heute im Morgenanzuge zu empfangen, wo wir Frauen, wie ein großer Poet einmal behauptet, am unverschämtesten sein sollen, hätte ich Ihnen gnadenlos meine Thüre verschließen müssen.“

Wie lächelnd und scherzend auch dies Alles von Margareth vorgebracht wurde, Holmgren erschrak jetzt doch bei ihren letzten Worten und sagte ganz bestürzt: „Ah, das würde mich sehr schmerzt haben.“

„Und hätten Sie es wirklich nicht verdient?“ fragte die Comtesse lebhaft. „Sagen Sie selbst,

ist es recht, ohne allen Grund so lange fortzubleiben und mich darüber im Ungewissen zu lassen, wodurch ich es plötzlich verdient habe, daß Sie mich so hartnäckig fliehen?“ und jetzt war das heitere Lächeln von ihren Lippen verschwunden und sie blickte ihm sehr ernst, ja fast schmerzlich erregt in's Antlitz.

„Ah, Comtesse Margareth, ich dachte — ich fürchtete,“ stotterte Holmgren verwirrt.

„Was haben Sie gefürchtet?“ fragte die Comtesse hartnäckig weiter und ließ noch immer ihre braunen, prächtigen Augen fragend auf dem Doktor ruhen.

„Ich will es Ihnen offen bekennen,“ sagte Holmgren nach einigem Zögern. „Mir war es, als ob ein mir feindlicher Einfluß sich Ihres Herzens, Ihres Gemüthes bemächtigt hätte, und ich wollte Sie von der Gegenwart eines Menschen befreien, der Ihnen gleichgiltig, vielleicht sogar lästig geworden ist.“

„Das haben Sie wirklich von mir denken können?“ fragte Margareth schmerzlich betroffen und schaute dabei ihm vorwurfsvoll in die klauen, ehrlichen Augen. „Ich hätte ein solches Mißtrauen gerade von Ihnen am wenigsten erwartet.“

„Verzeihen Sie mir, aber es ist weniger ein Mißtrauen gegen Sie, verehrte Comtesse, als gegen mich selbst,“ entgegnete Holmgren.

Margareth sann einen Augenblick nach. „Ich will Ihnen glauben,“ sagte sie dann in ihrer lebhaften Weise, „aber Sie haben mir doch damit recht wehe gethan.“

„Wirklich?“ rief Holmgren, diese offene Antwort brachte all' sein Blut in freudige Aufwallung.

„Sie können noch zweifeln?“ und ihre Augen ruhten jetzt voll unendlicher Zärtlichkeit auf dem geliebten Manne. Gerade sein langes Fortbleiben hatte ihr vollends zum Bewußtsein gebracht, was er ihr war, wie sie sich ohne ihn das Leben nicht mehr denken konnte, und wenn sie auch zu stolz gewesen war, ihm einen Schritt entgegen zu thun, ihn wieder herbeizurufen, so hatte sie doch die heißeste Sehnsucht empfunden nach ihm, und die Stunde nicht erwarten können, wo er endlich wieder kam. Und jetzt war er da! — sie vermochte nicht länger die Gefühle zu verbergen, die ihr Innerstes erfüllten.

„Margareth, Du liebst mich wirklich? Du willst um meinetwillen auf Alles verzichten? und —“

„Auf Alles,“ sagte sie mit ihrem glückstrahlendsten Lächeln, während Holmgren ihre zarte Gestalt in seine Arme schloß und jubelnd an sein stürmisch pochendes Herz drückte.

„O, Du bist engelgut! Ich verdiene nicht eine solche Liebe —“ und der sonst so feste Mann vermochte sich kaum der Thränen zu erwehren, die ihm in's Auge treten wollten. Es war zu viel des Glückes und es kam zu unerwartet nach all' den trüben, langen Tagen, in denen er selbstquälerisch sich beständig eingeredet hatte, daß die Heißgeliebte bereits für ihn auf immer verloren und von einem Andern, Glücklicheren gewonnen sei.

„Ich vertraue Dir ganz und grenzenlos,“ sagte Margareth, sich innig an den geliebten Mann anschnügend, „aber jetzt mußt Du gehen, Geliebter. Wir wollen noch einige Zeit unser Glück für uns behalten.“

„Fürchtest Du die Welt? Deine Tante?“

„Sie wird mir zürnen, und es wird einen heißen Kampf kosten,“ entgegnete die Comtesse; „doch sei unbesorgt, ich bin kein schwankend Rohr, ich halte fest; aber die alte, trotz all' ihrer Vorurtheile treffliche Frau hat Mutterstelle an mir vertreten, ich bin es ihr schuldig, daß sie aus meinem Munde zuerst die Nachricht empfängt.“

„Und willst Du denn nicht, daß ich offen und ehrlich bei ihr um Deine Hand werbe?“

Margareth schüttelte den Kopf. „Wie ich sie kenne, würde sie Dich kaum anhören, Dich vielleicht in ihrem Zorn, ihrer Empörung empfindlich beleidigen, und ich will nicht, daß Dir irgend Jemand auf der Welt wehe thun soll. Also laß' mir wenigstens noch einige Tage Zeit, bis ich die günstige Stunde gefunden habe, um ihr Alles mitzutheilen — vielleicht geschieht es schon heute.“

„Ich danke, ich vertraue Dir,“ sagte Holmgren voll Wärme und inniger Ueberzeugung.

„Du kannst es auch, und nun leb' wohl, Geliebter!“ Sie hielten sich noch einmal innig umschlungen, sie bot ihm willig die Lippen zum Kusse, dann riß er sich gewaltsam los, um wie ein Verwundeter hinwegzusträzen. Zum Glück war im Vorzimmer Niemand, und unbemerkt konnte er die Villa verlassen. So blau, so sonnig als an diesem Morgen hatte noch nie der Himmel auf ihn herabgelacht. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, war Holmgren nicht bis zur Wohnung der Comtesse gefahren; er hatte den Wagen im Hotel halten lassen und wanderte nun, die Brust voll unendlicher Seligkeit, dahin zurück, ohne auf die Umgebung weiter zu achten. Da wurde er aus seinem Freudenrausch durch einen „Guten Morgen“ aufgestört; er wandte den Blick nach dem Grüßenden und sah den Chevalier dicht vor sich stehen. Gerade ihm zu begegnen war Holmgren in diesem Augenblick nicht angenehm, und wie er jetzt auch seine überglückliche Stimmung hinter einer ruhigen, kühlen Außenseite zu verbergen suchte, es konnte ihm nicht entgehen, daß der Slavonier bereits die Seligkeit von seinem Antlitz abgelesen hatte, die noch kurz vorher deutlich darauf geschrieben stand. Das sarkastische Lächeln des Mannes bewies dies zur Genüge.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie gestört habe. Sie waren so in Gedanken verfunken, daß wir beinahe aneinander geprallt wären, wenn ich nicht noch im letzten Augenblick eine Seitenbewegung gemacht hätte.“

„Ich bitte wegen meiner Unachtsamkeit sehr um Entschuldigung,“ sagte Holmgren, grüßte höflich und schritt, ohne eine weitere Antwort abzuwarten, rasch hinweg.

Josipovic blieb stehen und sah seinem Gegner mit zusammengezogenen Augenbrauen eine Weile nach. „Teufel auch! Er kam von Margareth und hatte ein Gesicht, als ob er bereits im siebenten Himmel sei! Sollte dieser deutsche Tölpel sie trotz alledem schon für sich erobert haben? — Unsinn!“ beschwichtigte er sich sogleich selbst. „Diese Deutschen sind selbst als Liebhaber täppisch und wagen nicht so leicht, ein Mädchen im Sturm zu erobern. Sie wird ihm ein freundliches Lächeln geschenkt, ein paar artige Worte gesagt haben, und das hat hingereicht, den Dummkopf schon trunken zu machen. Nun, gleichviel, es ist gut, daß ich den Freudentanz des deutschen Vären gesehen habe und damit aus meiner vorsichtigen Haltung aufgestachelt worden bin. Ich habe schon viel zu lange gezauert, es ist Zeit, daß ich ernstlich auf mein Ziel zusteure!“ und von diesem Gedanken wie belebt, wanderte er zurück, um sich für die nächste entscheidende Stunde zu rüsten.

Der Chevalier hatte erst Nachmittags seinen Glückwunschbesuch bei der Comtesse abstaten wollen, aber wenn dieser grobe Doktor zu so unpassender Zeit sich in der Villa eingefunden hatte, konnte er auch eine frühere Stunde wählen. Ohne weiteres Bedenken eilte Josipovic in seine Wohnung zurück, kleidete sich rasch um, holte dann die hübsche Brosche hervor, die er schon in Verona als Geschenk für Margareth gekauft hatte, und prüfte noch einmal einen Augenblick den kleinen Schmuck. Es war eine Gemme, die auf einem Achat eine Nachbildung von Guido Reni's Aurora in minutöser, höchst sauberer und sorgfältiger Ausführung enthielt. „Ich

denke, das ist wirklich geschmackvoll,“ sagte er sich selbstzufrieden. Er schloß den Schmuck wieder in das kleine Gehäuse und steckte es in seine Tasche, dann zog er bedächtig die feinen, hellgrauen Glacehandschuhe an und wanderte langsam der nicht weit entfernten Villa zu.

Die Comtesse hatte inzwischen ebenfalls Zeit gefunden, sich umzukleiden, und kaum war sie damit zu Ende, so wurde ihr der Chevalier gemeldet. Gerade diesen Mann jetzt in ihrer noch immer tief bewegten Stimmung zu empfangen, fiel ihr besonders schwer; sie wollte ihn schon abweisen lassen, aber es war ja heute ihr Geburtstag, und sie fühlte sich so unennbar glücklich, daß sie es nicht über's Herz bringen konnte, ihn fortzuschicken. Sie ließ ihn aber noch etwas im Vorzimmer warten, um ihm wenigstens bemerklich zu machen, daß er zu einer sehr frühen und noch nicht ganz passenden Stunde komme, und als ob der kluge Chevalier diese kleine Lehre verstanden hätte, begann er sogleich zu seiner Entschuldigung: „Ich würde es wirklich nicht gewagt haben, mich an diesem heutigen Tage so früh einzufinden, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß ein Anderer noch früher hier als Gratulant aufgetreten wäre.“

Margareth lächelte und entgegnete in heiterster, glücklichster Laune und völlig unbefangen: „Ah, Sie meinen den Doktor Holmgren; aber Sie wissen, die Herren Aerzte haben das Vorrecht, selbst zu unpassender Stunde zu erscheinen, weil sie nicht immer Herren ihrer Zeit sind.“

„Diese Bevorrechtigten! sie sind darum zu beneiden; nun, ich muß dann sehr um Verzeihung bitten, daß mich sein Beispiel verlockt hat, Ihnen eher meine Glückwünsche zum heutigen Tage zu bringen, als es vielleicht schicklich ist. Ich konnte den Augenblick nicht erwarten, wo ich Ihnen zu sagen vermag, wie sehr ich für Sie vom Himmel allen Sonnenschein und alles Lebensglück herabsehen möchte, das Sie verdienen.“

„Vom Himmel?“ wiederholte die Comtesse mit etwas neckender Verwunderung.

„Auch Sie halten mich für einen Ungläubigen?“ fragte Josipovic zurück, und sein Gesicht verlor nicht den ernststen, beinahe feierlichen Ausdruck, mit dem er eben gesprochen hatte und der mit seinem scharfen, zum Sarkasmus neigenden Geiste im stärksten Widerspruch zu stehen schien. „Weil ich mein innerstes Empfinden und Denken den Leuten gern verberge, hält man mich für kalt. Ach, wüßten Sie, Comtesse, wie ganz anders es in meinem Herzen aussieht —“ und er legte die Hand auf seine Brust, als müsse er dort das stürmische Klopfen zur Ruhe bringen.

Margareth wurde unruhig, obwohl sie dies nicht merken ließ. Bisher hatte der Chevalier sich sehr zurückhaltend gezeigt und nicht den geringsten Versuch einer zutraulichen Annäherung gewagt. Er benahm sich zu allen Zeiten wie ein ehrlicher Freund des Hauses, der gern hier verkehrte, weil ihm das Plaudern mit ihr und Sophie eine angenehme Zerstreuung bot und der niemals die Absicht durchschimmern ließ, daß es ihm darum zu thun sei, Herz und Hand der Herrin des Hauses zu erwerben. Heute ahnte die Comtesse sogleich, daß hinter der feierlichen Stimmung ihres Gastes das Verlangen lauerte, in einem günstigen Augenblick irgend eine Erklärung herbeizuführen, und sie besaß weiblichen Scharfblick und weibliche Umsicht genug, um diesem Augenblick, wenn irgend möglich, aus dem Wege zu gehen. Deshalb sagte sie, das heikle Gespräch rasch abbrechend: „Nehmen Sie Platz, Herr Chevalier, ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre Glückwünsche.“

Josipovic zögerte, der Einladung zu folgen, seine Handbewegung hatte ihn an das mitgebrachte Geschenk erinnert, er griff in seine Brusttasche und die kleine Schachtel hervorziehend, sagte er: „Ich habe mir erlaubt, Ihnen ein kleines Angebinde mitzubringen, und ich hoffe,

Sie werden mir als einem treuen Freunde Ihres Hauses diese Freiheit gestatten.“

Margareth zögerte es anzunehmen und sagte: „Soll ich offen sein? Ich nehme sehr ungern selbst das geringste Geschenk.“

Der Chevalier sah auf das frische Rosenbouquet, das bereits in einer Vase auf dem Tisch prangte, und sagte mit einem eigenthümlichen Lächeln: „Sollte dies nicht auch schon ein Geschenk sein?“

„Blumen, ja, die hab' ich gern; aber alles Andere — nein,“ und sie machte eine zurückweisende Handbewegung.

„Ah, es ist wirklich eine Kleinigkeit, und ich war so glücklich in dem Gedanken, Ihnen damit eine, wenn auch noch so geringe Freude zu bereiten.“ Josipovic sprach diese Worte mit großer Wärme, und seine Augen ruhten dabei voll Bärtlichkeit auf der Comtesse.

(Fortsetzung folgt.)

Ferdinand Keller.

(Mit Porträt auf Seite 209.)

Zu den hervorragendsten Malern der Gegenwart gehört Professor Ferdinand Keller in Karlsruhe, dessen Porträt wir auf S. 209 bringen. Geboren am 5. August 1842 zu Karlsruhe, besuchte er das Lyceum daselbst, folgte jedoch 1857 seinem Vater und Bruder, welche als Ingenieure zu Straßen- und Brückenbauten nach Brasilien berufen worden waren. 1862 kehrte er mit einer reichen Sammlung von Studien und Skizzen aus den Tropenwäldern nach Karlsruhe zurück, um sich unter Schirmer's Leitung an der neugegründeten Kunstschule daselbst zum Maler auszubilden. Er widmete sich zwei Jahre lang vorwiegend der Landschaftsmalerei und ging dann unter Hans Canon zur Figurenmalerei über. 1867 stellte Keller sein erstes größeres historisches Bild: „Tod Philipp's II. von Spanien“ auf der internationalen Kunstausstellung in Rio de Janeiro aus und errang damit den ersten Preis. Eine Reihe von weiteren Schöpfungen verschaffte ihm bald Anerkennung, und auf der Wiener Weltausstellung erhielt er für sein Gemälde: „Nero beim Brande Roms“ die große Medaille für Kunst. Beim großen Publikum hat ihn namentlich seine „Operngallerie“ bekannt gemacht. 1870 wurde Keller als Professor an die Karlsruher Kunstschule berufen, wo er noch wirt, nachdem er 1881 einen an ihn ergangenen Ruf nach Wien abgelehnt. Von seinen zahlreichen sonstigen Gemälden sei hier nur sein farbenprächtiges, zuerst auf der Münchener Jubel-Ausstellung von 1888 ausgestellt gewesenes Meisterwerk: „Kaiser Wilhelm, der siegreiche Gründer des deutschen Reiches“ hervorgehoben, das neuerdings von der Berliner Nationalgalerie angekauft worden ist.

Kämpfende Walrosse.

(Mit Bild auf Seite 212.)

Wahre Seeungeheime sind die zur Ordnung der Robben gehörigen Walrosse, die eine Länge von 6 bis 7 Metern, bei einem Gewichte von 1000 bis 1500 Kilogramm erreichen, und ebenso furchtbar durch ihre Kraft und Wildheit, wie abschreckend durch ihr plummes Newbere und ihre brüllende, dämonische Stimme sind. Unter einander vertragen sich die Walrosse meist sehr gut, nur während der in die Frühlingsmonate fallenden Paarungszeit, wo ihre Leidenschaften entflammt sind, kommt es mitunter zu erbitterten Kämpfen. Unser treffliches Thierbild auf Seite 212 führt uns zwei kämpfende Walrosse vor Augen. Ihr Gebrüll erschüttert weit hin die Luft, die plumpen Leiber wälzen sich wild über einander, und jeder der Nebenbuhler sucht dem anderen mit den furchtbaren Hautzähnen eine tödtliche Wunde beizubringen, während die Weibchen aus der Ferne gespannt dem Duell zuschauen. Es scheint indeß, daß diese Kämpfe meist keinen ersten Ausgang nehmen, sondern daß sich die grimmigen Thiere vielmehr mit den Eckzähnen nur mehr oder minder tiefe Wunden in die Haut reißen.

Das Spießrecht der deutschen Landsknechte.

(Mit Bild auf Seite 213.)

Die deutschen Landsknechte bildeten im 15. und 16. Jahrhundert förmliche Genossenschaften, die auch

eine eigene Strafrechtspflege besaßen, welche bei den mit langen Spießen bewaffneten Landsknechten das Spießrecht genannt wurde. War das Vergehen eines Landsknechtes, worauf nach dem Gesetze die Todesstrafe stand, rüchbar geworden, so wurde der Uebel-

thäter vom Profosß gefänglich eingezogen, und die That dem obersten Feldhauptmann gemeldet, der dann das Regiment zur Aburtheilung zusammentreten ließ. Man bildete einen Kreis und wählte sowohl für den Profosß wie für den Uebelthäter je einen Fürsprecher

und einen Rath. Der Profosß verließ hierauf mit seinen Vertrauensmännern den Ring und setzte ihnen das Vergehen des Angeeschuldigten auseinander; dieser dagegen bat seinen Fürsprecher und seinen Rath, auf die Anklage zu antworten und etwaige Entlastungs-



Kämpfende Walrosse. (S. 211)

zeugen zu vernehmen, was dann geschah. So wiederholte sich das abgeforderte Verathen beider Parteien noch zweimal, bis schließlich, nachdem der Fall hinreichend aufgeklärt war, durch vierzig Mann aus den Versammelten, die in den Ring traten, das Urtheil gefällt wurde. War der Angeklagte schuldig

befunden, so wurde sofort zur Exekution geschritten. Während der arme Sünder beichten durfte, ordneten die Fähnriche die Schaar der Landsknechte zu einer Gasse. In diese Gasse seiner Kameraden, die ihre Spieße wagerecht vor sich hin gestreckt hielten, wurde der Delinquent vom Profosß hineingeführt, wie dies

unser Bild auf S. 213 zeigt. Die Genossen stachen nun mit ihren Spießen auf den Verurtheilten los, und meist war seine Qual schon nach wenigen Schritten geendet.



Das Spielrecht der deutschen Landsknechte. (S. 211)

Der Unionssoldat.

Erzählung aus dem amerikanischen Bürgerkriege.

Von

Felix Lilla.

1.

(Nachdruck verboten.)

Zwei verstreute unionistische Soldaten vom achten Ohio-Regiment wateten behutsam im hohen dichten Schilf am südlichen Ufer des Tennesseees.

Es war im Hochsommer des Jahres 1862, und der Bürgerkrieg wüthete schrecklicher denn je, besonders diesseits und jenseits des genannten großen Stromes. Die südstaatlichen Konföderirten hatten unter Führung der geschickten Generale Beauregard und Jackson über die nordstaatliche Armee des Generals Grant einen Sieg erfochten, und waren nun, den Vortheil benutzend, weit vorgedrungen im Staate Tennessee und zum Theil auch schon nach Kentucky.

Die beiden Flüchtlinge waren Deutsche. Der Eine, ein hübscher junger Mann, hieß Karl Hiller, der Andere, älter an Jahren, Johann Müller. Ersterer war verwundet durch einen Schuß in den linken Arm. Die Wunde schien recht gefährlich zu sein; schleunige Hilfe durch einen Wundarzt that Noth, denn Hiller wurde immer schwächer durch den Blutverlust. Deshalb verließ Müller gegen Abend den schützenden Schilfbruch, um eine deutsche Farm aufzusuchen, wo sie bei Landsleuten Zuflucht finden könnten.

Das gelang ihm denn auch glücklicher Weise. Nach einer Stunde etwa kam er zurück mit einem herkulisch gebauten Neger und sprach freudig zu dem kranken Freunde: „Ich habe ein Obdach und hilfreiche Menschen für Dich gefunden. Dieser wadere Schwarze heißt Pompejus, und er wird Dich tragen, wenn das Gehen Dir zu beschwerlich fällt.“

„Ja, ich werde den guten weisen Massa tragen, der gegen die bösen Negerpeitscher gekämpft hat,“ sagte Pompejus. Und er nahm behutsam den Verwundeten auf seine Arme und trug ihn so leicht an's Ufer, als ob er ein Kind trüge.

Müller folgte. „Du hast wohl sehr die Konföderirten?“ fragte er den Schwarzen.

Pompejus grinste, und seine funkelnden Augen leuchteten diabolisch. „Ja, ich hasse die Sklavenpeitscher. Mein alter guter Vater ist unter der Peitsche gestorben auf Massa Danville's Plantage bei Montgomery in Alabama. Die Pest und das gelbe Fieber für den Bluthund Danville!“

„Barest Du auch als Sklave auf seiner Pflanzung?“

„Ja. Aber nicht lange mehr, nachdem mein Vater todtpeitscht war. Ich lief davon in einer finsternen Nacht und flüchtete nach Tennessee, wo ich es nun sehr gut habe bei Massa Grothe. Die Deutschen sind gute, mitleidige Leute. Ich diene ihm als freier Neger, nicht als Sklave.“

Andreas Grothe ist ein Landsmann von uns,“ sagte Müller. „Er will Dich wohl aufnehmen, obwohl Gefahr dabei ist, denn die Konföderirten schwärmen in der Gegend wie Heuschrecken. Hoffentlich werden sie bald über den Fluß zurückgedrängt werden, sobald General Grant's Truppen sich mit der Armee des Generals McClellan vereinigt haben. Von Grothe erfuhr ich die Neuigkeit, daß Präsident Lincoln vierhunderttausend neue Kämpfer in's Feld schickt, darunter sollen siebenzigtausend Deutsche sein. Diese gewaltige Macht wird die Konföderirten zermalmen. Jefferson Davis kann nicht solche Heeresmassen auf die Beine bringen. Grothe hat eine freundliche Frau, eine Schwester und eine herzige Tochter; Du wirst da gute Pflege finden; auch ein sicheres Versteck im Falle der Noth — nicht wahr, Pompejus?“

„Ja, Massa. Ich kenne ein Versteck, wo ich selbst mich verborgen hielt, als vor einigen Jahren Leute aus Alabama hierher kamen, um nach entlaufenen Negern zu forschen.“

„Im benachbarten Städtchen Decatur wohnt, wie Grothe mir sagte, ein geschickter deutscher Arzt, der Dich in Behandlung nehmen soll. Zum Glück bist Du ja mit Geld reichlich versehen und kannst ihm seine Mühe lohnen.“

„Und Du, Johann?“

„Ich verweile nur einen Tag, um mich auszuruhen. Da ich Dich in guter Obhut weiß, so ist es meine Pflicht, meinen Truppentheil aufzusuchen.“

„Recht so, Du Braver!“

Unterdesen schritten sie am Ufer entlang und dann über eine Anhöhe. Nach einer Viertelstunde erreichten sie Grothe's Farm, zwei einfache Gebäude, die nicht auf großen Reichtum schließen ließen, aber doch auf einen gewissen Wohlstand. Auf's Freundlichste empfingen die Farmbewohner den Verwundeten, der in einer freundlichen Kammer ein gutes Bett erhielt.

Dann wurde Pompejus nach Decatur geschickt, um den deutschen Arzt zu holen. Derselbe kam noch in der Nacht und schüttelte nach Untersuchung der Wunde bedenklich den Kopf, meinte aber doch, für die Heilung sich verbürgen zu können, nur würde voraussichtlich der Arm gelähmt bleiben. Dies war für Karl ein niederschmetternder Gedanke. Denn wie sollte er sich später ernähren? Als tüchtiger Gärtner hatte er vordem sein gutes Auskommen in einer großen Gärtnerei bei Cincinnati gefunden. Aber wie sollte es nun werden? Ein Gärtner mit lahmem Arm würde wohl nicht so leicht eine gute Stellung finden.

„Seid nicht in Sorgen wegen der Zukunft,“ sagte zu ihm mit sanfter Stimme Magdalis, des Hausherrn liebliche Tochter, die einen kühlen Trank brachte, und der er seine Besorgnisse mittheilte. „Der Arzt kann sich ja täuschen. Hoffentlich werdet Ihr wieder ganz gesund werden, Herr Hiller, das will ich von Herzen wünschen!“

Dabei sah sie ihn mit ihren blauen Augen so theilnahmvolll an, daß er sich in der That plötzlich viel leichter fühlte.

Am folgenden Tage nahm der wadere Johann Müller Abschied von dem Kameraden. Der patriotische Mann wollte sich durch die feindlichen Schaaren nach Norden schleichen zu dem Unionsheere, ein gefährliches Vorhaben, das List und Kühnheit erforderte. Karl Hiller rieth ihm nicht davon ab, denn er wußte nur zu gut, daß sich der Wadere doch nicht zurückhalten lassen würde. Abends spät verließ Müller die Farm und setzte in einem von Pompejus geruderten Kahn über den Tennesseeesfluß.

2.

Der kranke Hiller wurde vom Wundfieber ziemlich heftig befallen, doch ging es glücklicher Weise rasch vorüber. Bald erholte er sich unter der sorgfamen Pflege der holden Magdalis so, daß er aufstehen und umhergehen konnte, aber der Arm blieb in der That steif. Karl mußte sich darein finden.

Abends am traulichen Familientische, an der Seite der lieblichen Magdalis, mit welcher ihn bald die Bande herzlichster Zuneigung und Liebe verknüpften, erfuhr er von seinem freundlichen Wirth und Landsmann nach und nach dessen amerikanische Erlebnisse.

Andreas Grothe war ein Rheinländer und mit vielen Anderen durch eine Kolonisationsgesellschaft verlockt worden, sich im östlichen Tennessee niederzulassen. Nach kurzer Zeit hatten die Enttäuschten eingesehen, daß die hochtönenden Versprechungen, welche man ihnen gemacht, durchaus trügerisch waren. Der Boden im östlichen Tennessee ist vielfach steinig und wenig

fruchtbar. Manche Ansiedler waren deshalb, aus Unzufriedenheit mit ihrer Lage, weiter gezogen nach Missouri, Illinois und Wisconsin. Auch Grothe hätte dies gerne gethan, aber er konnte füglich kein Grundstück nicht so leicht im Stiche lassen, weil er sein ganzes Vermögen hineingesteckt hatte, um etwa tausend Dollars. Jetzt, da es kultivirt war, konnte er es freilich an einen Nachbar verkaufen, der jedoch nur fünfzehnhundert Dollars geben wollte, und das war doch gar zu wenig. Grothe verstand sich auf den Weinbau; seit mehreren Jahren hatte er Versuche mit Rebenanpflanzungen gemacht und dabei nicht Mühe und Kosten gespart. Nun endlich, 1862, war es ihm zum ersten Male gut geglückt. Aber da kamen die konföderirten Unholde und vernichteten dies Werk deutschen Fleißes.

Vierzehn Tage vergingen so. Da kamen wichtige Nachrichten. General Grant hatte einen großen Sieg erfochten. Die Konföderirten kamen flüchtend und marodirend zurück aus Kentucky und dem nördlichen Tennessee. Wieder schwärmten am Flusse die wilden Schaaren

Eines Morgens sagte Grothe: „Eben erfuhr ich von einem Nachbar, daß John Morgan's Rangerbände sich in unserer Gegend hat blicken lassen. Jetzt müßt Ihr Euch verstecken, Hiller, wenn Euch Euer Leben lieb ist. Wenn die grausamen Burschen entdecken, daß ich einen verwundeten Unionsoldaten beherberge, so ist Euer Tod gewiß, und auch mir dürfte es schlecht ergehen. In diesen elenden Zeiten findet sich leicht ein Verräther. Man darf Euch hier nicht finden, wenn man sucht.“

„Gewiß nicht!“ rief Karl. „Ich möchte um keinen Preis Euch und die Eurigen in's Verderben stürzen. — Nun, Pompejus, was gibt's?“

„Massa Deutscher, ich will Euch in ein sicheres Versteck bringen,“ sagte der Schwarze, und Hiller verließ mit ihm das Haus.

Der Neger führte seinen Schutzbefohlenen durch die verwüstete Nebenpflanzung in eine Schlucht zu einem schmalen Höhleneingang. Eine Laterne wurde angezündet. Beide traten in die Höhle. Es war eine jener unterirdischen Höhlen, deren es so viele gibt in dem kalkstein-gründigen Boden Tennessee's und Kentucky's.

„Aber diese Höhle mag auch wohl anderen Leuten bekannt sein,“ meinte der Deutsche.

„O ja, das ist sie auch,“ versetzte sichernd der Neger. „Dies ist aber auch noch nicht der eigentliche Versteck.“

Er lehnte eine dünne, leichte Leiter gegen die steile Höhlenwand. Am Ende derselben, ganz oben, sah man eine enge Spalte.

„Dort hinauf, Massa!“

Karl stieg hinauf und drang durch die Spalte in eine zweite Höhle, die von oben durch tiefe Gesteinsrizen schwach vom Tageslicht erhellt wurde. Sein Begleiter folgte ihm.

„Lebensmittel und Trintwasser habe ich schon für Euch hierher geschafft,“ sagte der Neger. „Die Laterne könnt Ihr auch behalten, aber zündet sie nur im Nothfalle an. Sobald ich unten bin, zieht die leichte Leiter zu Euch hinauf, Sir. Hier habe auch ich mich einst in der Noth verborgen; die Negerfänger aus Alabama stöberten unten in der Höhle umher, doch Keiner dachte, daß hier oben Jemand verborgen sein könnte. Diesen Versteck kenne nur ich und Massa Grothe. Hier seid Ihr sicher.“

„Ich danke Dir, braver Pompejus!“

„Kennst Ihr den Ruf des Whippoorwill?“

„Ja.“

„Wenn Ihr den Ruf hört, so bin ich da, um Nachrichten oder Lebensbedarf zu bringen, und Ihr könnt getrost die Leiter hinunterlassen. Hört Ihr aber einen Eulenschrei, dann ist Gefahr da, dann haltet Euch mäschenstille.“

Der Schwarze stieg die Leiter hinab, welche darauf von Hiller mit einiger Mühe empor und in die enge Gesteinspalte gezogen wurde.

Nun befand sich unser Held allein in dem felsamen Versteck. Stunde auf Stunde verrann, bis der Tag verging. Die Nacht über schlief er ruhig und ungestört. Am folgenden Tage erschien Pompejus, nachdem er sich durch den vereinbarten Vogelruf angekündigt hatte. Er berichtete, daß Konföderirte auf Grothe's Farm gewesen und das Haus durchsucht hätten.

„Und jetzt muß ich wieder fort, Massa Deutscher,“ fügte er hinzu. „Hier ist ein Krug mit frischem Trinkwasser. Doch noch Eins! Ich glaube, ich habe ihn gesehen; er sah freilich älter aus, und sein Bart war viel länger.“

„Wen meinst Du denn, Pompejus?“
 „Den Abamapflanzler von Montgomery!“
 „Deinen ehemaligen Herrn, der Deinen Vater todtpfeilschen ließ?“

„Freilich. Auf der Straße nach Decatur habe ich den weißen Teufel gesehen, das glaube ich. Er war in Uniform zu Pferde.“

„Also dient er bei den Konföderirten. Hüte Dich vor einem Zusammentreffen mit ihm! Wenn er Dich erkennt, so bist Du verloren.“

„Oho!“ grinste der Neger. „Wenn das geschieht, Springe ich ihm an die Kehle.“

Wieder vergingen viele Stunden. Ungeduldig schaute Karl auf seine Uhr. Es war nun um die achte Abendstunde und es wurde dunkel in der oberen Höhlung. Da vernahm er plötzlich Geräusch und menschliche Stimmen aus der unteren Höhle, und der Schein von Fackeln warf rothe Lichtreflexe durch die Spalte.

Eingedenk der Warnung des Schwarzen näherte er sich behutsam der Oeffnung, kauerte sich nieder und blickte hinab. Indem er seinen Kopf im Dunkeln hielt, vermochte er, ohne selbst gesehen zu werden, den unteren Höhlenraum völliig zu überschauen.

Da sah er vier Männer in der phantastischen Tracht von John Morgan's berühmtesten Rangers, hauptsächlich Freiwilligen aus Texas, Alabama und Louisiana. Die Vier waren noch jung, zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahren, schöne, stattliche Leute, drei bärtig und braun, echte Kreolengestalten, der Vierte bartlos und bleich, mit schönem, ausdrucksvollem Künstlerkopfe.

Lichter und Kienfackeln hatten sie mitgebracht, außerdem zwei Spitzhacken und einen Spaten.

„Ist dies nicht eine prächtige Höhle?“ fragte Einer selbstzufrieden.

„Wahrhaftig,“ bemerkte ein Zweiter, „es gibt deren schönere in Kentucky.“

„Das will ich nicht bestreiten. Aber diese ist doch für unseren Zweck sehr gut geeignet.“

„Ja, aber es wohnen Ansiedler in der Nähe.“

„Das sind einfältige Deutsche!“

„Wie hast Du diese Höhle eigentlich entdeckt, Louis?“

„Das will ich Dir sagen. Vor einigen Jahren kam ich aus Alabama mit fünf Anderen in diese Gegend, um nach entlaufenen Niggern zu forschen. Bei dem Umherspüren damals gelangten wir auch in diese Höhle, fanden aber Niemand. Jetzt, da wir einen sicheren Versteck suchen für das Geld, fiel mir die Höhle wieder ein.“

„Aber ist's denn auch wirklich nöthig, das Geld zu vergraben?“

„Unbedingt! Ich als euer Lieutenant muß das doch wissen. Wir haben Nachricht, daß Oberst Stewart's Dragoner bereits über den Fluß gegangen sind, und jedenfalls werden wir uns mit ihnen noch herumschlagen müssen. Das Geld ist uns lästig; wir müssen es verbergen.“

„Aber der sterbende Zahlmeister, der nach der großen Niederlage Dir die Kasse anvertraute, um dieselbe zu retten, hat verlangt, Du sollst das Geld nach Richmond bringen.“

„Unter den jetzigen Umständen ist das un-

möglich. Das Geld ist uns beschwerlich, sage ich nochmals. Und erliegen wir im Kampfe, so fällt es in die Hände von Stewart's Dragonern. Darüber würde ich mich noch im Grabe ärgern.“

„Wie viel ist's denn eigentlich?“

„Fünfundsechzigtausend Dollars in Gold.“

„Ein nettes Sümichen!“

„Ja, Freunde,“ jagte der Lieutenant mit verständnißhinnigem Räuspern, „ein hübscher Nothpfennig auch für uns, wenn der Süden unterliegt. Darüber dürfen wir uns keine Illusionen machen, daß dann unsere Plantagen werthlos sind.“

„Besonders Deine, Louis!“ meinte ironisch der Andere. „Deine Plantage bei Montgomery ist ja bis zum letzten Neger säugling mit Schulden belastet.“

„Gure Redensarten langweilen mich,“ sagte der mit dem Künstlerkopfe, welcher bisher noch nicht gesprochen. „Macht, daß ihr fertig werdet, und dann laßt uns verkleidet nach Washington eilen, dort können wir den Krieg mit einem Schlage beenden, wenn wir ihm die Seele, den Präsidenten Abraham Lincoln nehmen, diesen großen Stein des Anstoßes, diesen ehemaligen Kesselflicker oder Holzhauer aus dem Hinterwald, der sich erdreistet, über uns herrschen zu wollen. Das wäre eine ruhmwürdige Brutusthat!“

„Bravo!“ schrien die Anderen lachend. „Eine herrliche Tirade! Du bist doch immer noch der große Tragöde!“

„Racht nicht, Freunde! Ich meine es sehr ernst. Geht ihr nicht mit, so gehe ich allein. Und so wahr ich Wilkes Booth heiße, ihr werdet noch von mir hören!“

„Lieber Koscius,“ sprach der Lieutenant, „da Du bei Deiner bekannten Faulheit schwerlich Lust hast, uns das Loch graben zu helfen, so könnest Du draußen Wache stehen.“

„Dazu bin ich bereit. Ich will so gute Wache halten, wie Horatio auf der Terrasse von Helsingdr!“ rief mit Pathos der Schauspieler und verließ die Höhle.

Die Anderen hackten und gruben emsig ein mehrere Fuß tiefes Loch in den Boden und verbargen darin die Lederbeutel mit dem Goldschatz. Darauf schütteten sie das Loch zu und stampften die Erde fest. Der Lieutenant machte ein Zeichen an der Höhlenwand. Alsdann entfernten sich die Vier, ohne Ahnung davon, daß ein Lauscher sie beobachtet und behorcht habe.

Der junge Deutsche war sehr aufgeregt. Also eine Kriegskasse der Konföderirten war hier verborgen! Und ein Mordanschlag gegen den Präsidenten Lincoln war geplant! Eine noch wichtigere Entdeckung.

Hiller harrete in fieberhafter Ungeduld bis zum Morgen in der Höhle aus. Da vernahm er den Ruf des Whippoorwill, und Pompejus erschien. „Jetzt seid Ihr frei, Massa Deutscher! Es sind keine Negerpfeilschen mehr in der Gegend. Ganz nahe, bei Prestonville, stehen schon die Unionstruppen.“

Die Beiden begaben sich nach der Farm, wo Hiller sein Erlebnis dem Hausherrn erzählte, der darüber nicht wenig erstaunte.

„Wir werden natürlich das Geld wieder ausgraben.“

„Ja gewiß! Heute Abend schon, wenn keine Gefahr ist, daß die Konföderirten zurückkehren.“

„Das steht nicht zu erwarten.“

„Ja, aber was dann mit demselben anfangen? 's ist eine Kriegskasse, die müssen wir abliefern!“

„Ein Yankee würde sich darüber keine Skrupel machen. Jedenfalls, lieber Hiller, habt Ihr gesetzlichen Anspruch auf die Hälfte.“

„Und Ihr als Grundeigenthümer auf die andere Hälfte.“

„Damit wäre uns Weiden geholfen.“

„Nun, darüber will ich bald in's Klare kommen, denn ich beabsichtige, den Präsidenten zu befragen.“

„Ihr wollt nach Washington?“

„Ja, ich will Lincoln in Kenntniß setzen von dem Mordanschlag des verrückten Schauspielers.“

„Thut das, das ist ein guter Gedanke.“

Gegen sieben Uhr Abends begaben sich, mit Laternen, Spitzhacken und Spaten versehen, Hiller, Grothe und Pompejus nach der Höhle. Als sie eben den letzten Geldsack heraufgelangt hatten, trat plötzlich ein Mann in die Höhle. Es war der Abamapflanzler von Montgomery.

„Oho!“ schrie er wüthend. „Man ist hier ja recht munter bei der Arbeit! Dies Geld ist mein Eigenthum!“

„Ihr lügt! Es ist eine Kriegskasse der Konföderirten.“

„Nun ja! Ich will dieselbe wieder holen, deshalb habe ich mich mit Lebensgefahr hierher gewagt. Ich bin der Lieutenant Louis Danville von Morgan's Rangers.“

„Wo find Gure Gefährten?“

„Was wißt Ihr von ihnen? Der Eine ist erschossen, der Andere gefangen, der dritte Phantast ist entflohen.“

„Ich bin ein Unionsoldat und mache Euch hiermit zu meinem Gefangenen!“

„Hoho! Du grüner Junge! Da, das wird Dich schnell kirre machen!“ Damit zog er den Revolver aus dem Gurt.

In diesem Augenblicke sprang eine schwarze herkulische Gestalt wie ein Tiger auf den Konföderirten zu und umklammerte seinen Hals.

„Ha, verfluchter Negerpfeilschen!“ heulte Pompejus. „Erkennst Du mich? Du hast meinen Vater todtpfeilschen lassen! Jetzt heißt es: Blut um Blut!“

Danville versuchte einen schwachen Widerstand, allein ein Faustschlag des wüthenden Negers streckte ihn sofort tod zu Boden.

Die beiden Deutschen hatten, starr vor Entsetzen, das Gräßliche mit angesehen.

„Nehmt das Gold, gute Massas, und geht!“ sprach der Neger wild frohlockend. „Ich will das Loch größer machen für diesen todten Schuft und ihn hineinwerfen.“

3.

Einige Tage später machte sich Karl Hiller auf den Weg nach Washington. Als er Abschied nehmen wollte, hing sich Magdalis weinend an seinen Hals. Heiße Liebeschwüre tauschten sie aus, und gern versprach der Glückliche, sobald es ihm möglich sei, zu seiner lieblichen Braut zurückzukehren.

Sofort nach seiner Ankunft in der Bundeshauptstadt begab er sich in die Wohnung des Präsidenten, nach dem sogenannten „Weißen Hause“.

Da waren noch viele Andere, die das Staatsoberhaupt zu sprechen wünschten, und erst nach langem Harren wurde der junge Deutsche zur Audienz vorgelassen.

Abraham Lincoln ersuchte ihn, sich möglichst kurz zu fassen, denn er habe viel zu thun, und hörte dann aufmerksam den Bericht an. Darauf sagte er: „Was die Drohung des überspannten Schauspielers und konföderirten Rebellen betrifft, so lege ich darauf kein Gewicht. Ich erhalte alle Tage Drohbriebe aus dem Süden. Wahntwizige Thoren sind's, die auf solche Weise ihrer Wuth ein Ventil öffnen, doch es kaum ernsthaft meinen — die armeneligen Mammen! Zudem, wenn es vom Schicksal bestimmt ist, daß ich für das Vaterland bluten soll, so möge es doch sein! Es haben ja in diesem Kriege Hunderttausende ihr Blut vergossen für die Union — Gott segne die tapferen Streiter! Indessen danke ich Euch für Gure

gute Gefinnung, junger Mann! Eure echt deutsche Ehrlichkeit in Bezug auf die von Euch gefundene Kriegskasse der Konföderirten hat mir wohlgefallen. Der Staat erhebt keinen Anspruch auf den Fund. Nehmet, behaltet, was Zufall und Glück Euch in den Schoß geworfen. Habt Ihr doch selbst gelitten: Ihr seid Invalide; Euer Gastfreund in Tennessee ist durch den Krieg ruiniert, wie Ihr sagt. Wollt Ihr einen Theil des Geldes für die Verwundeten opfern, so thut's. Geht, junger Mann! Ich danke Euch! Bleibt immerdar ein so wackerer Patriot!"

Karl verließ das Weiße Haus und reiste nach Tennessee zurück.

Der Kampf wüthete jetzt in anderen Gegenden, und Grothe's Farm blieb nun von der Kriegsfurie verschont.

Karl Hiller, der mit seinem Arm nicht mehr felddienstfähig war, blieb auf Grothe's Farm, vermählte sich mit seiner Magdalis und begründete eine großartige Obstkultur, wozu die Ländereien sich gut eigneten. Zu solchem Behufe kaufte er billig ein großes Areal dicht bei Grothe's Farm. Sein Schwiegervater brachte unterdessen seine Weinbergsanlagen wieder in Ordnung und hatte damit günstigen Erfolg.

Nach dem Kriege stellte auch der brave Johann Müller sich ein, der tapfer in vielen Schlachten mitgefochten hatte. Er war von Profession Böttcher und theilte sich an Hiller's Geschäften, indem er die Verpackung des Dörrobstes besorgte.

Pompejus wurde zum Aufseher über die Obst- und Rebenpflanzungen ernannt und dünkte sich sehr glücklich in dieser seiner Würde. —

Als der Telegraph dann wirklich die Trauerkunde durch alle Lande trug, daß am Abend des 14. April 1865 der Präsident Abraham Lincoln von dem fanatischen Schauspieler Wilkes Booth hinterrücks erschossen worden sei, da betrauertem auch unsere wackeren Deutschen in Tennessee wehmuthsvoll den Tod des großen Patrioten und Besiegers der südstaatlichen Rebellion.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Auerschrockenes Urtheil. — Der Herzog Cosmus von Medici, unter dessen Herrschaft Malerei und Bildhauerkunst die herrlichsten Blüten trieben, versuchte sich selbst in beiden. Einst vollendete er einen Neptun und ließ ihn auf dem Herenplaze in Florenz als Schmuck einer Fontaine hinstellen. Bald darauf

Humoristisches.



Unerwartetes Resultat.

A.: Sehen Sie, lieber B., man will doch in seiner engen Straße auch etwas Grünes sehen. Da habe ich mir neulich vor meinem Fenster einen hübschen Kasten mit Erde anbringen lassen und Grassamen, Erbsen und Bohnen hineingestreut. Dann habe ich dieses künstliche Gärtchen alle Tage tüchtig mit Wasser begossen. Nun raten Sie 'mal, was zuerst gekommen ist?

B.: Jedenfalls die Erbsen.

A.: Nein, die Polizei — wegen des Wassergießens aus dem Fenster.



Ein solider Mann.

Arzt: Euer Mann hat schon wieder seine Sicht. Er lebt gewiß sehr unregelmäßig?

Frau: Im Gegentheil. Er trinkt täglich regelmäßig seine zwanzig Schoppen und ist alle Morgen Punkt drei Uhr zu Hause!

fragte er den berühmten Maler Michel Angelo, was derselbe von dem Werke halte. „Gott verzeihe es Euch, gnädigster Herr,“ lautete die freimüthige Antwort; „Ihr habt da ein prächtiges Stück Marmor verdorben.“

[L. M.]

Ansehbares Mittel gegen die Sicht. — Ein nordamerikanisches Blatt theilte ein solches mit: Verschaffe Dir das Taschentuch einer fünfzigjährigen Jungfer, die noch nie den Wunsch gehegt hat, zu heirathen; wasche es dreimal im Wassergraben eines ehelichen Müllers, der noch nie ein Körnchen Frucht vom Getreide seiner Kunden genommen hat, trockne es im Boudoir einer Sängerin, die noch nie heißer war, zeichne es mit der Linde eines Advokaten, der nie einen Prozeß verloren, gib es dann einem Arzte, welchem nie ein Patient gestorben, und laß Dir damit die Gichtstelle verbinden.

[M. W.]

Uebel gewählte Ausrede. — Als die Köchin einer Hausfrau, die in dergleichen Dingen „Bescheid wußte“, einen über vier Pfund wiegenden Braten vollständig verbrannt hatte, warf sie ihn weg und entschuldigte sich bei ihrer Herrin damit, daß sie angab, die Kaze habe das Fleisch gestressen. „Sehr wohl,“ meinte die Hausfrau, „das werden wir gleich sehen.“ Damit nahm sie die Kaze, legte sie auf eine Wage und fand, daß sie gerade vier Pfund wog. „So, Friederike,“ sagte sie dann, „die vier Pfund Fleisch sind da, aber wo bleibt nun die Kaze?“

[St.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 26: Zerbrich den Kopf Dir nicht zu sehr, zerbrich den Willen, das ist mehr.

Charade. (Zweijlbig.)

Die Erste ist ein Lederbissen,
Die Zweite hat ein schlechtes Gewissen,
Das Ganze geht auf schlimmen Wegen
Und schiebt, tritt ihm ein Schuß entgegen.

Auflösung folgt in Nr. 28. Emil Koot.

Versuchungs-Räthsel.

Aus folgenden zwölf Wörtern: Falte, Dirne, Selma, Thau, Basel, Lorch, Thaler, Schale, Rauch, Wagen, Daniel, Main sind durch Versetzen der Buchstaben ebenso viele andere so zu bilden, daß diese bezeichnen: 1) einen großen Fisch, 2) den Theil eines Baumes, 3) einen Vogel, 4) einen nordamerikanischen Staat, 5) ein Heilmittel, 6) einen gasförmigen Körper, 7) ein Schreibgeräth, 8) einen Körpertheil, 9) eine Stadt in Württemberg, 10) einen Theil des Gesichts, 11) eine Bezeichnung für Insel, 12) einen Mädchennamen.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben ein deutsches Sprüchwort. Heinrich Vogt.

Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösung des Räthsel-Sonetts in Nr. 26: Meisterfänger.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.